

ENGAGEMENTFORMEN VON JUNG UND ALT – IDENTITÄTEN IM WANDEL

Heiner Keupp

Vortrag bei der Fachtagung für generationsübergreifende Programme und Projekte der Bundesländer Sachsen, Hessen und Thüringen am 22. November 2006 in Jena

Ich möchte mit einem Paradoxon beginnen. Mit der voranschreitenden Auflösung großfamiliärer Netzwerke scheint einerseits die Kluft zwischen den Generationen größer zu werden. Immer weniger teilen drei Generationen einen gemeinsam gelebten Alltag. Andererseits verlieren auch die früher sehr markanten lebensweltlichen Unterschiede zwischen den Generationen immer mehr an Bedeutung. Der mountainbikefahrende Senior, der in papageienfarbenen Radlerklamotten durch die Gegend rast, wäre vor 30 – 40 Jahren noch für verrückt erklärt worden, heute gehört er zum vertrauten Bild. Opa und Enkelin können mit Begeisterung ein Konzert der Rolling Stones verfolgen und erleben sich vereint in der Wertschätzung kultureller Angebote. In meiner Jugend waren Elvis oder die Beatles für mich Identifikationsmarkierungen, die eine unüberbrückbare Distanz zu meinen Eltern oder gar Großeltern dargestellt haben. Mit diesen Beispielen will ich meine These zum Generationenparadoxon vorbereiten, das eine spezifische Mischung von Nähe und Fremdheit zwischen den Generationen feststellt:

Hergebrachte Generationsdifferenzen verändern sich und lösen sich auf. Das hat mit einer durchgängigen Enttraditionalisierung aller Lebensbereiche zu tun. Die Folge davon ist eine Diffusion der Generationsunterschiede und eine Reduktion der Generationskonflikte. Andererseits werden die lebensweltlichen Schnittbereiche zwischen Jung und Alt geringer und erzeugen Fremdheit zwischen den Generationen. Deshalb brauchen wir Initiativen zur Förderung generationsübergreifender Erfahrungs- und Kooperationszusammenhänge, die sich über die Grenzen familiärer Muster hinaus entfalten.

Auf dieser Grundlage werde ich zunächst über veränderte Identitätsbildung unter Bedingungen spätmoderner Gesellschaften sagen und dann über bürgerschaftliches Engagement als eine zentrale Ressource der Identitätsarbeit in einer solchen Gesellschaft. Meine Perspektive ist insofern generationsübergreifend, als ich von der Annahme ausgehe, dass die aktuellen gesellschaftlichen Strukturveränderungen alle Generationen betreffen, auch wenn die daraus resultierenden und zu bearbeitenden Lebensprobleme zu unterschiedlichen Identitätsprojekten führen. Es macht selbstverständlich einen Unterschied, ob ich am Beginn einer selbstbestimmten biographi-

schen Arbeit stehe und nicht genau weiß, ob ich einen Ort in dieser Gesellschaft finde, der mir Zugehörigkeit und Beheimatung ermöglicht, oder ob ich in eine Lebensphase einsteige, die mir ein „Reich der Freiheit“ jenseits und ohne Erwerbsarbeit offeriert.

In einer traditional geordneten Welt, aber auch noch in der Ersten Moderne bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts waren Lebensübergänge klar markiert, es gab normalbiographische Abläufe, die eine normative Erwartung von Übergängen erlaubte, man konnte sich auf sie einstellen und wir nennen das „antizipatorische Sozialisation“. Für bestimmte Übergänge im Sinne von Statuspassagen, z.B. der Eintritt in den Kindergarten, vom Kindergarten in die Schule, von Kindheit in das Jugendalter, zum Abschluss der Lehre oder den Start in die nachberufliche Phase etc. gab es organisierte „Übergangsriten“. In Vorstellungen von „Normalbiographie“ und „Karriere“ ließen sich die unterschiedlichen Lebensübergänge als ein kohärentes und vorhersehbares Muster begreifen.

Das ist auch heute noch in Restbeständen vorhanden, aber – wie Richard Sennett (1998) aufgezeigt hat – dieses Muster bildet keinen selbstverständlichen Rahmen mehr. Einerseits werden die Übergänge immer mehr zu riskanten Schwellen, an denen ein gnadenloser Selektionsdruck herrscht und andererseits wird aus der Karriere immer mehr eine „Drift“. Und Sennett erklärt uns nicht nur den Ursprung des Wortes Karriere, sondern auch den zentralen Grund für den Deutungsverlust dieser Metapher: „'Karriere' zum Beispiel bedeutete ursprünglich eine Straße für Kutschen, und als das Wort schließlich auf die Arbeit angewandt wurde, meinte es eine lebenslange Kanalisierung für die ökonomischen Anstrengungen des einzelnen. Der flexible Kapitalismus hat die gerade Straße der Karriere verlegt, er verschiebt Angestellte immer wieder abrupt von einem Arbeitsbereich in einen anderen. (...) Mit dem Angriff auf starre Bürokratien und mit der Betonung des Risikos beansprucht der flexible Kapitalismus, den Menschen, die kurzfristige Arbeitsverhältnisse eingehen, statt der geraden Linie einer Laufbahn im alten Sinne zu folgen, mehr Freiheit zu geben, ihr Leben zu gestalten" (S. 10f.).

DEKONSTRUKTION KLASSISCHER IDENTITÄTSVORSTELLUNGEN

Was hier für die Arbeitswelt angesprochen wird, gilt auch für unsere Vorstellungen vom Aufwachsen, dem Erwachsensein und dem Alter und den Vorstellungen einer geordneten Ablaufstruktur. Nehmen wir das klassische Modell der Identitätsentwicklung, das Erik Erikson vorgelegt hat. Für jeden Prüfling ist es so wunderbar, weil es mit seiner stufenförmigen Ablaufgestalt eine wunderbare Gedächtnisstütze liefert.

Allerdings mehren sich die Evidenzen, dass dieses strukturierte Modell, dem Erikson ja eine universelle Gültigkeit zugesprochen hatte, seine Passförmigkeit zunehmend verliert. In der klassischen Entwicklungspsychologie ist das Heranwachsen als ein stufenförmig aufgebauter Prozess konstruiert worden, in dem in einer geordneten Sequenz so genannte „Entwicklungsaufgaben“ anstehen und gelöst werden müssen und der – im positiven Fall – zu dem führt, was die Soziologie „Normalbiographie“ nennt.

	1	2	3	4	5	6	7	8	
I Säuglingsalter	Urvertrauen gg. Misstrauen				Unipolarität gg. vorzeitige Selbstdifferenzierung				I Säuglingsalter
II Kleinkindalter		Autonomie gg. Scham und Zweifel			Bipolarität gg. Autismus				II Kleinkindalter
III Spielalter			Initiative gg. Schuldgefühl		Spiel-Identifikation gg. (ödpale) Phantasie- Identitäten				III Spielalter
IV Schulalter				Wertsinn gg. Minderwertigkeitsgefühl	Arbeitsidentifikation gg. Identitätssperre				IV Schulalter
V Adoleszenz	Zeitperspektive gg. Zeitdiffusion	Selbstgewißheit gg. peinliche Identitätsbewußtheit	Experimentieren mit Rollen gg. negative Identitätswahl	Zutrauen zur eigenen Leistung gg. Arbeitslähmung	Identität gg. Identitätsdiffusion	Sexuelle Identität gg. bisexuelle Diffusion	Führungspolarisierung gg. Autoritätsdiffusion	Ideologische Polarisierung gg. Diffusion der Ideale	V Adoleszenz
VI Frühes Erwachsenenalter					Solidarität gg. soziale Isolierung	Intimität gg. Isolierung			VI Frühes Erwachsenenalter
VII Erwachsenenalter							Generativität gg. Selbst-Absorption		VII Erwachsenenalter
VIII Reifes Erwachsenenalter								Integrität gg. Lebens-Ekel	VIII Reifes Erwachsenenalter

Schema: Das epigenetische Schema der Identitätsentwicklung nach Erikson

Als Erik H. Erikson 1970 in einer autobiographisch angelegten Rückschau die Resonanz seines 1946 eingeführten Identitätsbegriffs kommentierte, stellte er fest, „dass der Begriff Identität sich recht schnell einen angestammten Platz im Denken, oder jedenfalls im Wortschatz eines breiten Publikums in vielen Ländern gesichert hat - ganz zu schweigen von seinem Auftauchen in Karikaturen, die die jeweilige intellektuelle Mode spiegeln“ (Erikson 1982, S. 15). Dreieinhalb Jahrzehnte später müsste wohl seine Diagnose noch eindeutiger ausfallen: Identität ist ein Begriff der im Alltag angekommen ist und dessen Nutzung durchaus inflationäre Züge angenommen hat. Er ist von Erikson längst abgekoppelt, aber der Anspruch auf eine fachwissenschaftliche Fortführung der Identitätsforschung sollte sinnvoller Weise bei Erikson anknüpfen. Auf den „Schultern des Riesen“ stehend läßt sich dann gut fragen, ob seine Antworten auf die Identitätsfrage ausreichen oder ob sie differenziert und weiterentwickelt werden müssen.

Die Identitätsfrage läßt sich sehr einfach formulieren: „Wer bin ich?“ Diese Frage kann man in bezug auf die Inhalte beantworten: Was nennen Menschen für The-

men, Merkmale, Eigenschaften, Gefühle oder Handlungen, über die sie erkennbar werden in ihrer unverwechselbaren Eigenart. Oder man kann die Frage über den Herstellungsvollzug beantworten: Mit welchen psychischen Vollzügen oder Strategien werden Themen, Emotionen und Handeln so in eine Form gebracht, dass Subjekte sagen können: „das bin ich“ im Augenblick und das bin ich über verschiedene Lebenssituationen hinweg.

Die Frage nach der Identität hat eine universelle und eine kulturell-spezifische Dimensionierung. Es geht bei Identität immer um die Herstellung einer Passung zwischen dem subjektiven „Innen“ und dem gesellschaftlichen „Außen“, also zur Produktion einer individuellen sozialen Verortung. Aber diese Passungsarbeit ist in „heißen Perioden“ der Geschichte für die Subjekte dramatischer als in „kühlen Perioden“, denn die kulturellen Prothesen für bewährte Passungen verlieren an Bedeutung. Die aktuellen Identitätsdiskurse sind als Beleg dafür zu nehmen, dass die Suche nach sozialer Verortung zu einem brisanten Thema geworden ist.

Die universelle Notwendigkeit zur individuellen Identitätskonstruktion verweist auf das menschliche Grundbedürfnis nach Anerkennung und Zugehörigkeit. Es soll dem anthropologisch als "Mängelwesen" bestimmbar Subjekt eine Selbstverortung ermöglichen, liefert eine individuelle Sinnbestimmung, soll den individuellen Bedürfnissen sozial akzeptable Formen der Befriedigung eröffnen. Identität bildet ein selbstreflexives Scharnier zwischen der inneren und der äußeren Welt. Genau in dieser Funktion wird der Doppelcharakter von Identität sichtbar: Sie soll einerseits das unverwechselbar Individuelle, aber auch das soziale Akzeptable darstellbar machen. Insofern stellt sie immer eine Kompromissbildung zwischen "Eigensinn" und Anpassung dar, insofern ist der Identitätsdiskurs immer auch mit Bedeutungsvarianten von Autonomiestreben (Nunner-Winkler et al.) und Unterwerfung (so Adorno oder Foucault) assoziiert, aber erst in der dialektischen Verknüpfung von Autonomie bzw. Unterwerfung mit den jeweils verfügbaren Kontexten sozialer Anerkennung entsteht ein konzeptuell ausreichender Rahmen.

Identität im psychologischen Sinne ist die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit für eine lebensgeschichtliche und situationsübergreifende Gleichheit in der Wahrnehmung der eigenen Person und für eine innere Einheitlichkeit trotz äußerer Wandlungen. Damit hat die Psychologie eine philosophische Frage aufgenommen, die Platon in klassischer Weise formuliert hatte. In seinem Dialog 'Symposion' ('Das Gastmahl') läßt er Sokrates in folgender Weise zu Wort kommen: "... auch jedes einzelne lebende Wesen wird, solange es lebt, als dasselbe angesehen und bezeichnet: z.B. ein Mensch gilt von Kindesbeinen an bis in sein Alter als der gleiche. Aber ob-

gleich er denselben Namen führt, bleibt er doch niemals in sich selbst gleich, sondern einerseits erneuert er sich immer, andererseits verliert er anderes: an Haaren, Fleisch, Knochen, Blut und seinem ganzen körperlichen Organismus. Und das gilt nicht nur vom Leibe, sondern ebenso von der Seele: Charakterzüge, Gewohnheiten, Meinungen, Begierden, Freuden und Leiden, Befürchtungen: alles das bleibt sich in jedem einzelnen niemals gleich, sondern das eine entsteht, das andere vergeht" (Platon 1958, 127f.).

Dieses Problem der Gleichheit in der Verschiedenheit beherrscht auch die aktuellen Identitätstheorien. Für Erik Erikson, der den durchsetzungsfähigsten Versuch zu einer psychologischen Identitätstheorie unternommen hat, besteht "das Kernproblem der Identität in der Fähigkeit des Ichs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten" (1964, S. 87). An anderer Stelle definiert er Identität als ein Grundgefühl: "Das Gefühl der Ich-Identität ist ... das angesammelte Vertrauen darauf, dass der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten" (1966, S. 107).

Identität wird von Erikson also als ein Konstrukt entworfen, mit dem das subjektive Vertrauen in die eigene Kompetenz zur Wahrung von Kontinuität und Kohärenz formuliert wird. Dieses "Identitätsgefühl" (vgl. Bohleber 1997) oder dieser "sense of identity" (Greenwood 1994) ist die Basis für die Beantwortung der Frage: "Wer bin ich?", die in einfachster Form das Identitätsthema formuliert. So einfach diese Frage klingen mag, sie eröffnet darüber hinaus komplexe Fragen der inneren Struktur- bildung der Person.

Die Konzeption von Erikson ist in den 80er Jahren teilweise heftig kritisiert worden. Die Kritik bezog sich vor allem auf seine Vorstellung eines kontinuierlichen Stufenmodells, dessen adäquates Durchlaufen bis zur Adoleszenz eine Identitätsplattform für das weitere Erwachsenenleben sichern würde. Das Subjekt hätte dann einen stabilen Kern ausgebildet, ein "inneres Kapital" (Erikson 1966, S. 107) akkumuliert, das ihm eine erfolgreiche Lebensbewältigung sichern würde. So wird die Frage der Identitätsarbeit ganz wesentlich an die Adoleszenzphase geknüpft. In einem psychosozialen Moratorium wird den Heranwachsenden ein Experimentierstadium zugebilligt, in dem sie die adäquate Passung ihrer inneren mit der äußeren Welt herauszufinden haben. Wenn es gelingt, dann ist eine tragfähige Basis für die weitere Biographie gelegt. Thematisiert wurde auch die Eriksonsche Unterstellung, als würde eine problemlose Synchronisation von innerer und äußerer Welt gelingen. Die Leiden, der Schmerz und die Unterwerfung, die mit diesem Einpassungspassungsprozess gerade

auch dann, wenn er gesellschaftlich als gelungen gilt, verbunden sind, werden nicht aufgezeigt.

Das Konzept von Erikson ist offensichtlich unauflöslich mit dem Projekt der Moderne verbunden. Es überträgt auf die Identitätsthematik ein modernes Ordnungsmodell regelhaft-linearer Entwicklungsverläufe. Es unterstellt eine gesellschaftliche Kontinuität und Berechenbarkeit, in die sich die subjektive Selbstfindung verlässlich einbinden kann. Gesellschaftliche Prozesse, die mit Begriffen wie Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung angesprochen sind, haben das Selbstverständnis der klassischen Moderne grundlegend in Frage gestellt. Der dafür stehende Diskurs der Postmoderne hat auch die Identitätstheorie erreicht. In ihm wird ein radikaler Bruch mit allen Vorstellungen von der Möglichkeit einer stabilen und gesicherten Identität vollzogen. Es wird unterstellt, "dass jede gesicherte oder essentialistische Konzeption der Identität, die seit der Aufklärung den Kern oder das Wesen unseres Seins zu definieren und zu begründen hatte, der Vergangenheit angehört" (Hall 1994, S. 181).

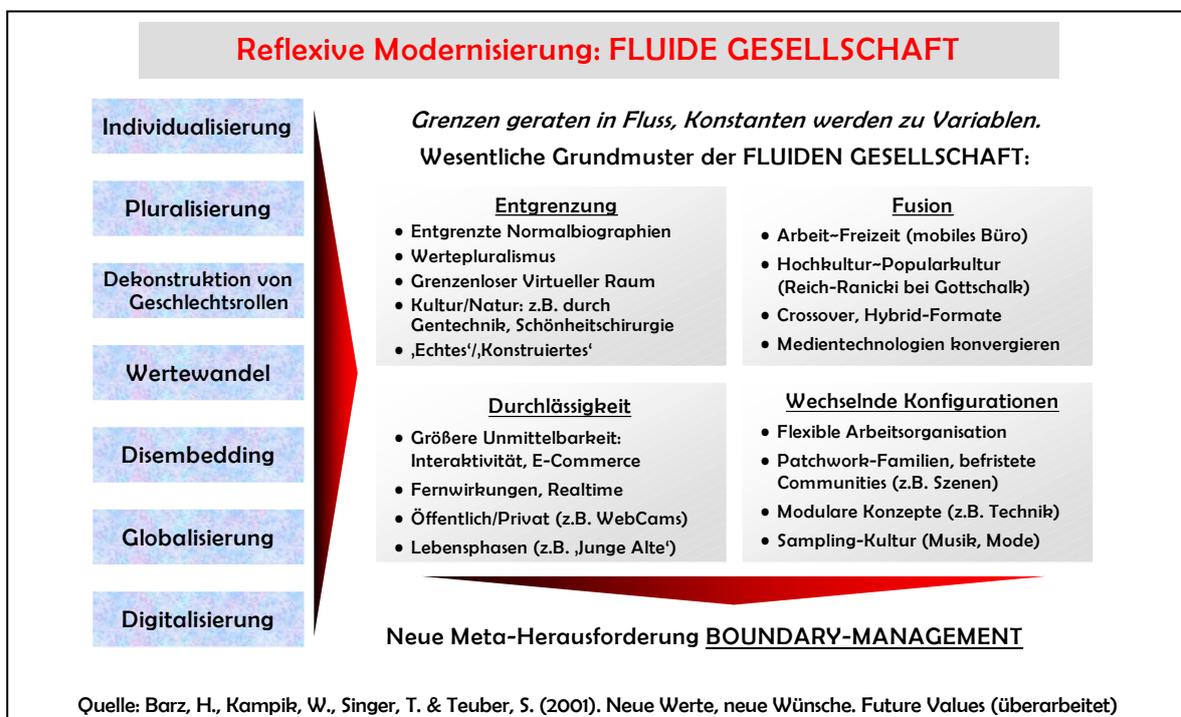
In der Dekonstruktion grundlegender Koordinaten modernen Selbstverständnisses sind vor allem Vorstellungen von Einheit, Kontinuität, Kohärenz, Entwicklungslogik oder Fortschritt zertrümmert worden. Begriffe wie Kontingenz, Diskontinuität, Fragmentierung, Bruch, Zerstreuung, Reflexivität oder Übergänge sollen zentrale Merkmale der Welterfahrung thematisieren. Identitätsbildung unter diesen gesellschaftlichen Signaturen wird von ihnen durch und durch bestimmt. Identität wird deshalb auch nicht mit mehr als Entstehung eines inneren Kerns thematisiert, sondern als ein Prozessgeschehen beständiger "alltäglicher Identitätsarbeit", als permanente Passungsarbeit zwischen inneren und äußeren Welten. Die Vorstellung von Identität als einer fortschreitenden und abschließbaren Kapitalbildung wird zunehmend abgelöst durch die Idee, dass es bei Identität um einen "Projektentwurf" des eigenen Lebens" (Fend 1991, S. 21) geht oder um die Abfolge von Projekten, wahrscheinlich sogar um die gleichzeitige Verfolgung unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Projekte über die ganze Lebensspanne hinweg.

SINGULARISIERUNG UND PLURALISIERUNG DER LEBENSFORMEN IN EINER „FLUIDEN“ GESELLSCHAFT

Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die gesellschaftlichen Lebensformen der Menschen heute prägen, welche Auswirkungen sie auf das Älterwerden haben, dann knüpfe ich an dem Gedanken des „disembedding“ oder der Enttraditionalisierung an. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tiefgreifende Individualisierung und als explosive Pluralisierung andererseits be-

schreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Peter Berger (1994, 83) spricht von einem "explosiven Pluralismus", ja von einem "Quantensprung". Seine Konsequenzen benennt er so: *"Die Moderne bedeutet für das Leben des Menschen einen riesigen Schritt weg vom Schicksal hin zur freien Entscheidung. (...) Auf's Ganze gesehen gilt ..., daß das Individuum unter den Bedingungen des modernen Pluralismus nicht nur auswählen kann, sondern dass es auswählen muß. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten gibt, kann der Einzelne nicht mehr auf fest etablierte Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muß sich nolens volens für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden. (...) Sein Leben wird ebenso zu einem Projekt - genauer, zu einer Serie von Projekten - wie seine Weltanschauung und seine Identität"* (1994, 95).

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statisches und Stabiles zu verabschieden ist.



Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen lassen sich sehr gut an der Entwicklung privater Haushalte aufzeigen (näheres dazu bei Glatzer 2001). Wir können eine stetige Verkleinerung der Haushalte und eine ungebremszte Zunahme

von Einpersonenhaushalten beobachten und damit haben wir einen wichtigen Grund für den ständig steigenden Wohnungsbedarf. Von 12 Millionen Haushalten um 1900 sind wir 100 Jahre später bei 31 Millionen Haushalten angelangt. Die Verkleinerung der durchschnittlichen Haushaltsgröße ist neben der Bevölkerungszunahme dafür vor allem verantwortlich, ein Prozess, der als Singularisierung der Lebensformen beschrieben werden kann. Um 1900 bestand ein Haushalt durchschnittlich aus 4,5 Personen, heute sind wir bei 2,2 Personen angelangt und die Fachleute halten diesen Trend für nicht gebremst. Vor allem die Anzahl der bewusst oder erzwungenermassen allein lebenden Personen nimmt weiter zu. 38% aller Haushalte sind Einpersonenhaushalte.

Die Pluralisierung der Haushalte hat zu einer Überwindung des „Ehezentrismus“ und hin zu einem „Netz von Lebensformen“ (Hefft 1997) geführt. In eine Minderheit ist längst die vierköpfige Familie geraten, es gibt die wachsende Anzahl von Stieffamilien oder "Patchworkfamilien", in denen sich nach Trennung und Scheidung unvollständig gewordene Familienbruchstücke zu neuen Einheiten verbinden, Kinder über die Zeit gelegentlich mit zwei, drei "Vätern und Müttern" arrangieren müssen. Es gibt die Ehen auf Zeit und ohne Trauschein, die bewusst auf Kinder verzichten. Es gibt die bewusst alleinerziehenden Frauen und Männer und es gibt die Wohngemeinschaften in vielfältigsten Konstellationen. Das alles sind Varianten von Familie.

Die Pluralisierungsprozesse ergeben schon deshalb ein noch komplexeres Bild, weil es im Lebenslauf eines Individuums im häufiger zu einem Wechsel zwischen verschiedenen Haushalts- und Familienformen kommt. Auch in diesem Prozess ist die Fluidität der spätmodernen Gesellschaft begründet.

Als ein weiteres Merkmal der „fluiden Gesellschaft“ wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u.a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt, von dem natürlich vor allem die jüngeren Altersgruppen betroffen sind, die in ihrer Ausbildungs- und Berufseinstiegsphase immer häufiger im globalisierten Raum ihren Wohnort wechseln oder zwischen zwei Wohnungen pendeln. Aber auch die älter werdenden Menschen sind längst nicht so ortstabil wie es der klassische Satz ausdrückt: „Einen alten Baum verpflanzt man nicht“. Nach einer Modellrechnung der Schader-Stiftung zieht mehr als die Hälfte (52,23%) der 55jährigen Menschen in Ein- oder-Zweipersonen-Haushalten in Mietwohnungen bis zu zum Alter von 75 Jahren mindestens noch einmal um; bei Eigentümerhaushalten sind es immerhin auch etwa ein Viertel (23,48%), die noch mindestens einmal die Wohnung wechselt (Heinze et al. 1997, S. 17). Insgesamt geht die Schader-Stiftung von 65% mobilen Haushalten bei der Altersgruppe der 55 bis 75jährigen Mieterhaushalte aus.

MOBILITÄT: Leben in Bewegung



In der Fluiden Gesellschaft stellt Beweglichkeit eine zentrale *Anforderung*, aber auch *Chance* dar.

„Unterwegs sein“ als Synonym für Flexibilität und Erlebnissuche
Besonders in den jungen Segmenten der Gesellschaft wird sich mobil sein, nicht nur in räumlicher sondern auch in biographischer, beruflicher, geistiger und sozialer Hinsicht als Wert an sich weiter etablieren.

Mobilisierung der Alltagswelt:
Transportable miniaturisierte Module und Tools verleihen Unabhängigkeit.

Auch für ältere Menschen gehört ‚mobil sein‘ immer mehr zu einem modernen Selbstverständnis.

- Mobile Online-Dienste per Handy, Telematik im Automobilbereich
- ‚Wearables‘ im Bekleidungsbereich für die Technomaden des 21. Jahrhunderts
- Steigendes Interesse für Neuwagen, an Reisen, Weiterbildung, Senioren-Universitäten, Internet.

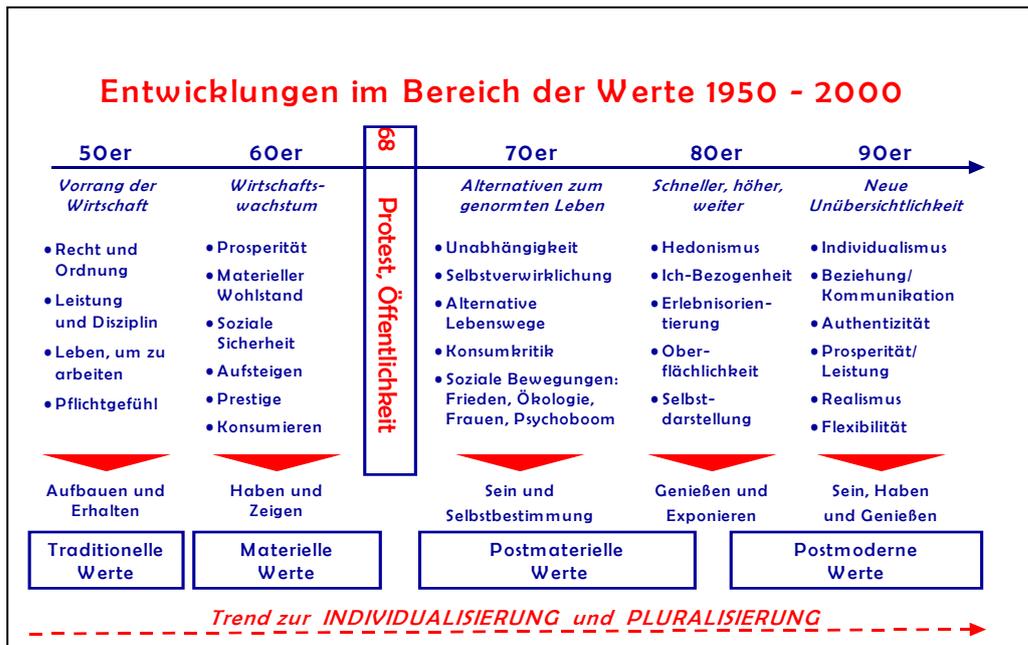
Quelle: Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.

Individualisierung, Pluralisierung und Mobilität gehören also zu den Normalerfahrungen in unserer Gesellschaft. Sie beschreiben strukturelle gesellschaftliche Dynamiken, die die objektiven Lebensformen von Menschen heute prägen. Doch wir müssen in der Analyse noch einen Schritt weitergehen, wenn wir begreifen wollen, auf welchem Lebensgefühl die unterschiedlichen Vorstellungen vom guten Leben, Wohnen und Älterwerden aufrufen. Doch auch hier gibt es in der Werte-, Lebensstil- und Milieuforschung wichtige Hinweise.

PLURALISIERTE VORSTELLUNGEN VOM „GUTEN LEBEN“: WERTEWANDEL, LEBENSSTILE UND MILIEUS

Unsere Vorstellungen vom „guten Leben“, also unsere zentralen normativen Bezugspunkte für unsere Lebensführung, haben sich in den letzten 30 Jahren grundlegend verändert. Es wird von einer "kopernikanischen Wende" grundlegender Werthaltungen gesprochen: "Dieser Wertewandel musste sich in Form der *Abwertung* des Wertekorsetts einer (von der Entwicklung längst ad akta gelegten) religiös gestützten, traditionellen *Gehorsams- und Verzichtsgesellschaft* vollziehen: Abgewertet und fast bedeutungslos geworden sind 'Tugenden' wie 'Gehorsam und Unterordnung', 'Bescheidenheit und Zurückhaltung', 'Einfühlung und Anpassung' und 'Fester Glauben an Gott'" (Gensicke 1994, S. 47).

In der Untersuchung von Barz et al. (2001) wird dieser Wertewandel so schematisiert:

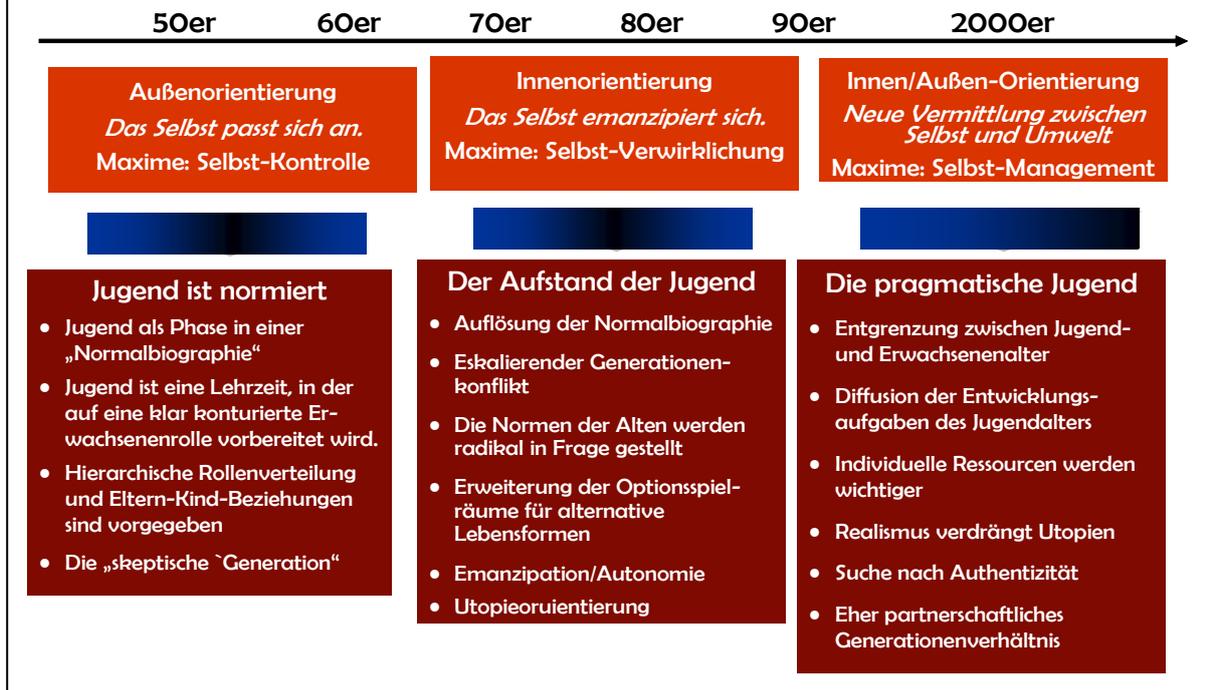


Der Wertewandel lässt sich in ein Drei-Phasen-Modell übertragen:



Dieser Wertewandel hat Auswirkungen auf die Bilder, die sich eine Gesellschaft von unterschiedlichen Lebensphasen macht, sowohl von der Jugend als auch vom Alter:

Dreischritt im Wertewandel: Jugend



Auch unsere Vorstellungen vom Alter lassen sich wieder als Dreischritt modellieren:



Der beschriebene Wertewandel macht das Alter zu einem individuellen Projekt, das in eine politisch-gesellschaftliche Situation eingebettet ist, die zwar Optionsspielräume eröffnet, aber auch Grenzen setzt. Diese Grenzen sind weniger durch normierte Vorstel-

lungen gezogen, was altersgemäß ist, sondern sie werden durch Ressourcen bestimmt, auf die eine Person zurückgreifen kann.

Die Wertewelt ist jeweils auch ein zentraler Rahmen für meine Identitätskonstruktion: „Aufgrund meiner Identität weiß ich, worauf es mir mehr oder weniger ankommt, was mich tief greifend berührt und was eher nebensächlich ist“ (Taylor 2002, S. 271). Insofern kann es nicht überraschen, dass auch die Bezugspunkte für die Identitätsentwicklung vom Wertewandel zentral betroffen sind.

IDENTITÄTSARBEIT HEUTE

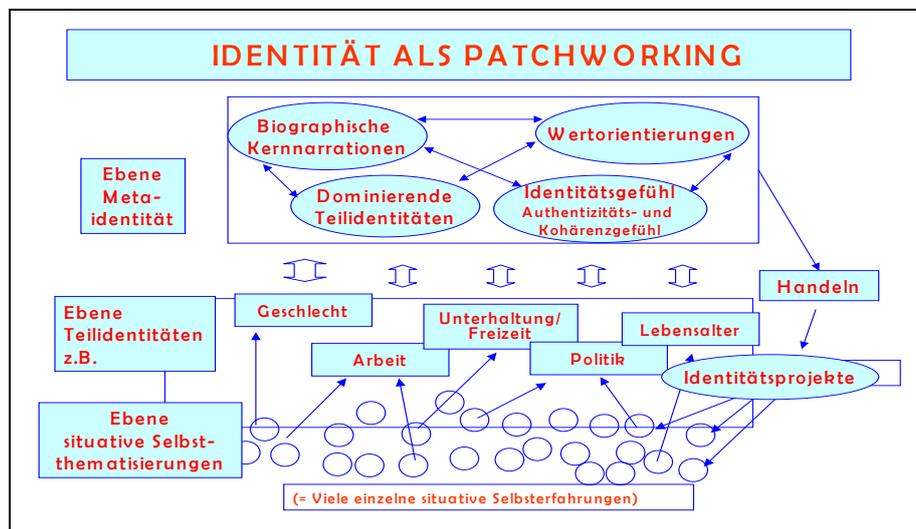
Die Erste Moderne hat normalbiographische Grundrisse geliefert, die als Vorgaben für individuelle Identitätswürfe gedient haben. Innerhalb dieser Grundrisse bildete die berufliche Teilidentität eine zentrale Rolle, die für die Identitätsarbeit der Subjekte Ordnungsvorgaben schuf. Aber auch lebensalterspezifische Rollen waren relativ klar definiert und im gesellschaftlichen Konsens abgesichert. In der Zweiten Moderne verlieren diese Ordnungsvorgaben an Verbindlichkeit und es stellt sich dann die Frage, wie Identitätskonstruktionen jetzt erfolgen. Wie fertigen die Subjekte ihre patchworkartigen Identitätsmuster? Wie entsteht der Entwurf für eine kreative Verknüpfung? Wie werden Alltagserfahrungen zu Identitätsfragmenten, die Subjekte in ihrem Identitätsmuster bewahren und sichtbar unterbringen wollen? Woher nehmen sie Nadel und Faden und wie haben sie das Geschick erworben, mit ihnen so umgehen zu können, dass sie ihre Gestaltungswünsche auch umsetzen können? Und schließlich: Woher kommen die Entwürfe für die jeweiligen Identitätsmuster? Gibt es gesellschaftlich vorgefertigte Schnittmuster, nach denen man sein eigenes Produkt fertigen kann? Gibt es Fertigpackungen mit allem erforderlichen Werkzeug und Material, das einem die Last der Selbstschöpfung ersparen kann?

Wie könnte man die Aufgabenstellung für unsere alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier eine knappe Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen der individuellen Lebensführung die bis dato stabilen kulturellen Rahmungen abhanden kommen und sich keine neuen verlässlichen Bezugspunkte der individuellen Lebensbewältigung herausbilden. Gegenwärtig befinden wir uns in einer solchen Phase.

Meine These bezieht sich genau darauf:

Ein zentrales Kriterium für Lebensbewältigung bildet die Chance, für sich eine innere Lebenskohärenz zu schaffen. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.

In unserem eigenen Modell (Keupp et al. 2002) lässt sich der innere Zusammenhang der genannten Prozesse darstellen.



RESSOURCEN FÜR DIE INDIVIDUELLE IDENTITÄTSARBEIT

Sicher keine vollständige Liste, aber doch besonders wichtige Ressourcen für gelingende Identitätsarbeit und Lebensbewältigung sollen abschließend dargestellt werden:

- Herstellung eines kohärenten Sinnzusammenhangs.
- Die Fähigkeit zum „boundary management“.
- Sie brauchen „einbettende Kulturen“.
- Sie benötigen eine materielle Basissicherung.
- Sie benötigen die Erfahrung der Zugehörigkeit.
- Sie brauchen einen Kontext der Anerkennung.
- Sie brauchen zivilgesellschaftliche Basiskompetenzen.

❖ *Lebenskohärenz*

In einer hochpluralisierten und fluiden Gesellschaft ist die Ressource „Sinn“ eine wichtige, aber auch prekäre Grundlage der Lebensführung. Sie kann nicht einfach aus dem traditionellen und jederzeit verfügbaren Reservoir allgemein geteilter Werte bezogen werden. Sie erfordert einen hohen Eigenanteil an Such-, Experimentier- und Veränderungsbereitschaft. Im Rahmen der salutogenetisch ausgerichteten Forschung hat sich das „Kohärenzgefühl“ (sense of coherence) als ein erklärungsfähiges Konstrukt erwiesen (vgl. Antonovsky 1997). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind "symbolisches Kapital", also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen. Der israelische Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky hat diesen Gedanken in das Zentrum seines "salutogenetischen Modells" gestellt. Es stellt die Ressourcen in den Mittelpunkt der Analyse, die ein Subjekt mobilisieren kann, um mit belastenden, widrigen und widersprüchlichen Alltagserfahrungen produktiv umgehen zu können und nicht krank zu werden.

WAS IST SALUTOGENESE?

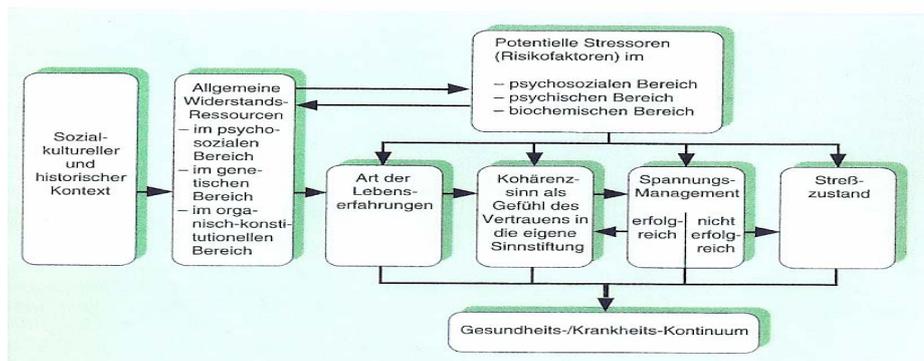
- Das Konzept stammt von dem israelischen Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky.
- Sein "salutogenetisches" Denkmodell (abgeleitet vom lateinischen Begriff 'saluto' für Gesundheit) formuliert eine Alternative zu Pathogenese, also zur Entstehung von Krankheiten.
- Gefragt ist nicht, was macht krank, sondern wie es Menschen schaffen, gesund zu bleiben, trotz unterschiedlicher gesundheitlicher Belastungen.
- Von besonderer gesundheitsförderlicher Bedeutung sind die Widerstandsressourcen einer Person. Dazu zählen:

- Körperliche Resistenzbedingungen

- Psychische Ressourcen
- Materielle Ressourcen
- Psychosoziale Ressourcen

° Von besonderer Relevanz ist der "Kohärenzsinn", die Fähigkeit, in seinem Leben Sinn zu entdecken oder zu stiften

Dieses Modell geht von der Prämisse aus, dass Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen soziokulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind "symbolisches Kapital", also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.



Das salutogenetische Modell von Antonovsky (nach Antonovsky 1979, 185).

Antonovsky zeigt auf, dass alle mobilisierbaren Ressourcen in ihrer Wirksamkeit letztlich von einer zentralen subjektiven Kompetenz abhängt: Dem "Gefühl von Kohärenz". Er definiert dieses Gefühl so: "Das Gefühl der Kohärenz, des inneren Zusammenhangs ist eine globale Orientierung, die ausdrückt, inwieweit jemand ein sich auf alle Lebensbereiche erstreckendes, überdauerndes und doch dynamisches Vertrauen hat" (1987, S. 19), dass 1) die Anforderungen es wert sind, sich dafür anzu-

strengen und zu engagieren (Sinnebene); 2) die Ressourcen verfügbar sind, die man dazu braucht, um den gestellten Anforderungen gerecht zu werden (Bewältigungsebene), und 3) die Ereignisse der inneren und äußeren Umwelt strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind (Verstehensebene).

KOHARENZSINN: DAS HERZSTÜCK DER SALUTOGENESE

Kohärenz ist das Gefühl, dass es Zusammenhang und Sinn im Leben gibt, dass das Leben nicht einem unbeeinflussbaren Schicksal unterworfen ist.

Der *Kohärenzsinn* beschreibt eine geistige Haltung:

- Meine Welt ist verständlich, stimmig, geordnet; auch Probleme und Belastungen, die ich erlebe, kann ich in einem größeren Zusammenhang sehen (Verstehensdimension).
- Das Leben stellt mir Aufgaben, die ich lösen kann. Ich verfüge über Ressourcen, die ich zur Meisterung meines Lebens, meiner aktuellen Probleme mobilisieren kann (Bewältigungsdimension).
- Für meine Lebensführung ist jede Anstrengung sinnvoll. Es gibt Ziele und Projekte, für die es sich zu engagieren lohnt (Sinndimension).
- Der Zustand der Demoralisierung bildet den Gegenpol zum Kohärenzsinn.

Die Bedeutung des Kohärenzgefühls bzw. die Schwierigkeit, dieses aufzubauen, zeigt sich auch, wenn wir wieder den Blick auf das Älterwerden beziehen. Da sehen wir große Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen von älter werdenden Menschen:

Typen von älter werdenden Menschen (55 – 70 Jährige):

Typus	Lebensmotto	Anzahl	%
Die „neuen Alten“	„Das war zwar schon immer so, aber warum soll es so bleiben?“	2,4 Mill.	25%
Die „zufriedenen Alten“	„Das war schon immer so, und das soll auch so bleiben!“	2,9 Mill.	31%
Die „defensiven Alten“	„Das war schon immer so, und das darf sich auch nicht ändern!“	2,6 Mill.	28%
Die „resignierten Alten“	„Das war schon immer so, und es ist auch nicht zu ändern!“	1,4 Mill.	16%

In einer späteren Studie im Auftrag der Schader-Stiftung sind ähnliche Muster identifiziert worden. In ihr sind noch differenzierte Indikatoren für den Lebensstil einbezogen worden und auch das Wohnen hat spezielle Berücksichtigung gefunden.

Lebensstilgruppen älter werdender Menschen (55 – 70 Jährige):

Typus	Zentrale Merkmale	%
Gemeinschaftsorientierte	positives Allgemeinbefinden; geringes Interesse an Wohnungs- und wohnumfeldbezogenen Aktivitäten; hohe kommunikative Aktivitäten mit Gleichgesinnten; mittlere materielle Ausstattung; 70% wohnen zur Miete.	35,5%
Familienorientierte	Allgemeinbefinden sehr gut; hohe Familien- und PartnerInnenorientierung; durchschnittliche materielle Absicherung; 55% sind Mieter.	31,2%
Aktive Ältere	erlebnisorientiertes Freizeitverhalten; überdurchschnittliche materielle Absicherung; starke PartnerInnen- und Familienorientierung; hohe Wertschätzung einer schönen Wohnung; 52% sind Wohnungseigentümer.	20,8%
Resignierte Ältere	eher negatives Lebensgefühl und Allgemeinbefinden; passives Freizeitverhalten; im Vergleich zu den anderen Gruppen geringere Bildungsabschlüsse (93% Volks-/Hauptschulabschluss); geringer materieller Spielraum; kleine Wohnungen; 86% wohnen zur Miete.	12,5%

Quelle: R.G.Heinze et al.: Neue Wohnung auch im Alter. Schader Stiftung 1997.

Diese Typologien zeigen unterschiedliche Segmente der älter werdenden Bevölkerung, die sich vor allem in bezug auf ihre Selbstdeutungen und ihr Zutrauen zu ihrer eigenen Selbstwirksamkeit unterscheiden. Vermutlich unterscheiden sie sich auch erheblich in ihrem Kohärenzgefühl, was noch in einem künftigen Forschungsprojekt zu untersuchen wäre. In bezug auf einige der im Weiteren zu explizierenden Ressourcen dürften sich klare Unterschiede ergeben.

❖ *Boundary management*

In einem soziokulturellem Raum der Überschreitung fast aller Grenzen wird es immer mehr zu einer individuellen oder lebensweltspezifischen Leistung, die für das eigene „gute Leben“ notwendigen Grenzmarkierungen zu setzen. Als nicht mehr verlässlich erweisen sich die Grenzpfähle traditioneller Moralvorstellungen, der nationalen Souveränitäten, der Generationsunterschiede, der Markierungen zwischen Natur und Kultur oder zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit. Der Optionsüberschuss erschwert die Entscheidung für die richtige eigene Alternative. Souverän alt werden, heißt, seine eigenen Grenzen zu finden und zu ziehen, auf der Ebene der Identität, der Werte, der sozialen Beziehungen und der kollektiven Einbettung.

❖ *Soziale Ressourcen*

Neben familiären Netzwerken sind berufliche, freizeitbezogene oder Freundschaftsnetzwerke eine wichtige Ressource. Im Rahmen der Belastungs-Bewältigungsforschung stellen soziale Netzwerke vor allem einen Ressourcenfundus dar. Es geht um die Frage, welche Mittel in bestimmten Belastungssituationen im Netzwerk verfügbar sind oder von den Subjekten aktiviert werden können, um diese zu bewältigen. Das Konzept der „einbettenden Kulturen“ (Kegan 1986) zeigt die Bedeutung familiärer und außerfamiliärer Netzwerke für den Prozess einer gelingenden Identitätsarbeit. In solchen Netzwerken können Lebensalternativen angeregt und erprobt werden. In ihnen geht es um Ermutigung zu eigenwilligen Wegen, aber auch um Rückmeldung zu Plänen, Projekten, Entscheidungen, die nicht den eingefahrenen Normalitätsmodellen folgen. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Netzwerke bedürfen der aktiven Pflege und ein Bewusstsein dafür, dass sie nicht selbstverständlich auch vorhanden sind. Für sie muss etwas getan werden, sie bedürfen der aktiven Beziehungsarbeit und diese wiederum setzt soziale Kompetenzen voraus. Sind diese Kompetenzen im eigenen Sozialisationsmilieu nicht aktiv gefördert worden, dann werden die „einbettenden Kulturen“ auch nur ungenügend jene unterstützende Qualität für eine souveräne Lebensgestaltung erzeugen können, die ihnen zukommen sollte.

❖ *Materielle Ressourcen*

Auch wenn uns die Armutsforschung zeigt, dass vor allem Kinder und Jugendliche überproportional hoch von Armut betroffen sind und Familien mit Kindern nicht selten mit dem „Armutsrisiko“ zu leben haben, gibt es nach wie vor auch verdeckte oder offene Altersarmut. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Die Folgen von Hartz IV können wir noch nicht exakt benennen, aber dieses sozialpolitische „Modernisierungsprogramm“ wird neue Armutslage schaffen. Wenn wir von Henning Scherf und seiner Ehefrau hören, was sie sich für ein tolles genossenschaftliches Wohnprojekt in der besten Bremer Innenstadtlage realisiert haben, dann wird sofort klar, dass hier neben einem wachen Kopf und Innovationsfreude auch die gegebene materielle Basis eine zentrale Voraussetzung war.

❖ *Zugehörigkeitserfahrungen*

Die gesellschaftlichen „disembedding“-Erfahrungen gefährden die unbefragt selbstverständliche Zugehörigkeit von Menschen zu einer Gruppe oder einer Gemeinschaft. Die „Wir-Schicht“ der Identität – wie sie Norbert Elias nennt-, also die kollekt-

tive Identität wird als bedroht wahrgenommen. Es wächst das Risiko, nicht zu dem gesellschaftlichen Kern, in dem sich dieses „Wir“ konstituiert, zu gehören. Die Soziologie spricht von Inklusions- und Exklusionserfahrungen. Nicht zuletzt an der Zunahme der Migration wird der Konflikt um die symbolische Trennlinie von Zugehörigkeit und Ausschluss konflikthaft verhandelt. Rassistische Deutungen und rassistisch begründete Gewalt sind Teil dieses „Zugehörigkeitskampfes“.

❖ *Anerkennungskulturen*

Eng verbunden mit der Zugehörigkeitsfrage ist auch die Anerkennungserfahrung. Ohne Kontexte der Anerkennung ist Lebenssouveränität nicht zu gewinnen. Auch hier erweisen sich die gesellschaftlichen Strukturveränderungen als zentrale Ursache dafür, dass ein „Kampf um Anerkennung“ entbrannt ist. In traditionellen Lebensformen ergab sich durch die individuelle Passung in spezifische vorgegebene Rollenmuster und normalbiographische Schnittmuster ein selbstverständlicher Anerkennungskontext. Diese Selbstverständlichkeit ist im Zuge der Individualisierungsprozesse, durch die die Moderne die Lebenswelten der Menschen veränderte und teilweise auflöste, in Frage gestellt worden. Anerkennung muss – wie es Charles Taylor (1993, S. 27) herausarbeitet – auf der persönlichen und gesellschaftlichen Ebene erworben werden und insofern ist sie prekär geworden: "So ist uns der Diskurs der Anerkennung in doppelter Weise geläufig geworden: erstens in der Sphäre der persönlichen Beziehungen, wo wir die Ausbildung von Identität und Selbst als einen Prozess begreifen, der sich in einem fortwährenden Dialog und Kampf mit signifikanten Anderen vollzieht; zweitens in der öffentlichen Sphäre, wo die Politik der gleichheitlichen Anerkennung eine zunehmend wichtigere Rolle spielt." Taylors zentrale These ist für ein Verständnis der Hintergründe von Gewalt und Sucht zentral: Er geht davon aus, „dass unsere Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung, oft auch von der Verkennung durch die anderen geprägt (werde), so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes oder verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (S. 13f.).

❖ *Zivilgesellschaftliche Kompetenzen*

Die Realisierung von Ideen der Selbstsorge für die junge Generation, aber auch und gerade im Hinblick auf das Alter erfordert zivilgesellschaftliche Kompetenzen. Zivilgesellschaft ist die Idee einer zukunftsfähigen demokratischen Alltagskultur, die von der identifizierten Beteiligung der Menschen an ihrem Gemeinwesen lebt und in der Subjekte durch ihr Engagement zugleich die notwendigen Bedingungen für gelingende

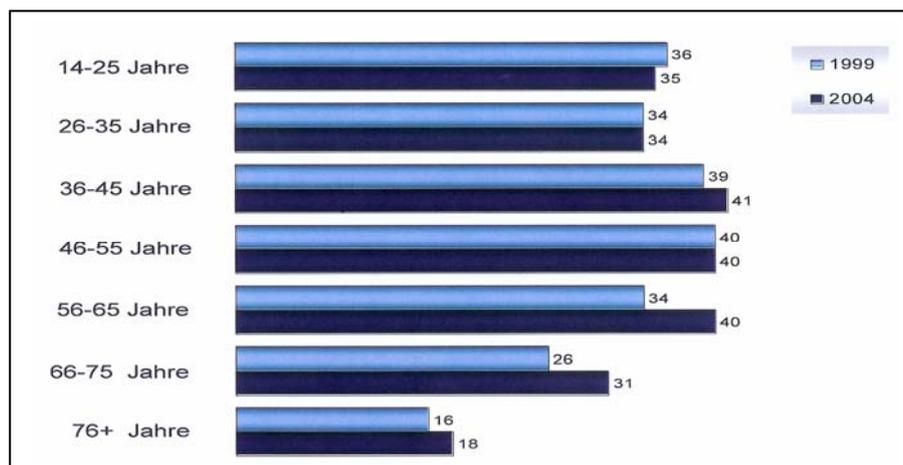
Lebensbewältigung und Identitätsarbeit in einer offenen pluralistischen Gesellschaft schaffen und nutzen.

„Bürgerschaftliches Engagement“ wird aus dieser Quelle der vernünftigen Selbstsorge gespeist. Menschen suchen in diesem Engagement Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude und sie handeln aus einem Bewusstsein heraus, dass keine, aber auch wirklich keine externe Autorität das Recht für sich beanspruchen kann, die für das Subjekt stimmigen und befriedigenden Konzepte des richtigen und guten Lebens vorzugeben. Zugleich ist gelingende Selbstsorge von dem Bewusstsein durchdrungen, dass für die Schaffung autonomer Lebensprojekte soziale Anerkennung und Ermutigung gebraucht wird, sie steht also nicht im Widerspruch zu sozialer Empfindsamkeit, sondern sie setzen sich wechselseitig voraus. Und schließlich heißt eine „Politik der Lebensführung“ auch: Ich kann mich nicht darauf verlassen, dass meine Vorstellungen vom guten Leben im Delegationsverfahren zu verwirklichen sind. Ich muss mich einmischen. Eine solche Perspektive der Selbstsorge ist deshalb mit keiner Version „vormundschaftlicher“ Politik und Verwaltung vereinbar. Ins Zentrum rückt mit Notwendigkeit die Idee der „Zivilgesellschaft“. Eine Zivilgesellschaft lebt von dem Vertrauen der Menschen in ihre Fähigkeiten, im wohlverstandenen Eigeninteresse gemeinsam mit anderen die Lebensbedingungen für alle zu verbessern. Zivilgesellschaftliche Kompetenz entsteht dadurch, „dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selber Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die allen ihren Bürgerinnen und Bürgern dies ermöglichen“ (Ottawa Charta 1986; in: Trojan & Stumm 1992).

Abschließend will ich noch einmal etwas dezidierter auf das Freiwilligenengagement eingehen. Notwendig ist die Bereitschaft der Gesellschaft, das *bürgerschaftliche Engagement als selbst bestimmtes und die eigene Lebenswelt gestaltendes Handeln* anzusehen, das nicht instrumentalisiert werden darf. Hier wollen Menschen „Subjekte des eigenen Handelns“ sein und ihre Vorstellungen vom eigenen Leben realisieren. Die beinahe schon inflationäre Redewendung von den „Potentialen des Alters“ drückt diese Gefahr der Instrumentalisierung aus. Ich möchte einen oft vernachlässigten Blick auf Freiwilligenengagement werfen. Es ist die Perspektive alltäglicher Identitätsarbeit. In einer globalisierten Welt verlieren die traditionell vorgegebenen Schnittmuster der Identitätsbildung ihre Tragfähigkeit. Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen jetzt die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Bürgerschaftliches Engagement schafft Möglichkeiten der Erfahrung von Selbstwirksamkeit und Mitgestaltung.

Wie sieht die Datenlage aus? Wie stellen sich Erwerbstätige in der Alterskohorte von 35 bis 55 Jahre ihre nachberufliche Phase vor und welche Aktivitäten planen sie für diesen Eintritt in ihr drittes Lebensalter. Die Bertelsmann Stiftung hat im Mai 2006 dazu eine deutschlandweite Erhebung durchgeführt (Prager & Schleiter 2006). Immerhin 70% wollen sich gesellschaftlich engagieren. Das sind erst einmal Wunschprojektionen. Wie aber sieht es mit dem faktischen Engagement aus?

Das Freiwilligenengagement älterer Bürgerinnen und Bürger in der Bundesrepublik zeigt eine *deutliche Zunahme*. Die neuesten Daten aus dem Freiwilligensurvey, der gerade von Infratest ausgewertet wird, zeigen eindrucksvoll, dass immer mehr älter werdende Menschen, die Bedeutsamkeit zivilgesellschaftlicher Ressourcen entdecken und sich beginnen, in die Gestaltung unserer Gesellschaft einzumischen:



Der Vergleich der beiden Freiwilligensurveys 1999 und 2004 (vgl. Gensicke, Picot & Geiss 2005) weist bei den 55- bis 65-Jährigen eine Steigerungsrate von 6% und den 66- bis 75-Jährigen von 5% auf. Deutschland hat – außer im Vereinsbereich – keine bewährte Tradition des freiwilligen Engagements. In skandinavischen Ländern und den Niederlanden gibt es eine vergleichsweise lange Tradition zivilgesellschaftlichen Handelns. Aber Deutschland hat aufgeholt und es sind inzwischen 40% der 36- bis 65-Jährigen, die sich in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Feldern engagieren. In Holland sind es 47% der Freiwilligenarbeit, die von Menschen im Alter von 55 bis 80 Jahren übernommen wird. In zwei europaweiten Untersuchungen ist auch nach dem jeweiligen Freiwilligenengagement gefragt worden. Der „European Social Survey“ hat Daten in 22 europäischen Ländern erhoben. Er liefert Befunde, die sich auf Mitgliedschaften älterer BürgerInnen (aufgeteilt in die Gruppe 50 – 59 Jahre und 60 – 65 Jahre) beziehen. In der Rangreihe liegen die skandinavischen Länder und die

Niederlande vorne. Deutschland bildet mit Großbritannien, Österreich und Irland das „Kind in der Mitten“, auch wenn die Daten über dem europäischen Durchschnitt liegen. Die 10 europäische Länder vergleichende Studie SHARE (Survey of Health, Ageing und Retirement in Europe), die im Jahre 2004 22 000 Personen im Alter von 50 Jahren und mehr nicht nur nach ihrer Mitgliedschaft in Vereinen und Freiwilligenorganisationen, sondern auch nach ihrem realen Engagement im Monat vor dem Interview befragt hatten (vgl. Hank, Erlinghagen & Lemke 2005; Erlinghagen, Hank & Wagner 2006). Für die im europäischen Vergleich gibt es drei Ländergruppen, die sich deutlich in ihrer Freiwilligenkultur unterscheiden und auch in der Seniorenpopulation deutlich unterschiedliche Engagementprofile aufweisen: Die Ergebnisse zeigen ein klares Süd-Nord-Gefälle und es lassen sich drei Ländergruppen unterscheiden:

- a. Die Mittelmehrländer mit einem niedrig bis sehr niedrigem Engagementniveau (Italien liegt bei 7% und die Griechen und Spanier liegen bei 2 – 3%).
- b. Ein mittleres Engagementlevel von 9 bis 14% weisen Deutschland, Frankreich, Österreich und die Schweiz auf.
- c. Die Spitzenwerte weisen die skandinavischen Länder (17%) und die Niederlande (mit 20%) auf.

Die durch den zweiten Freiwilligensurvey für Deutschland klar belegte Zunahme des Engagements und der Engagementbereitschaft spiegelt das älter werden einer Generation, die in den 60er und 70er Jahren Erfahrungen in den neuen sozialen Bewegungen gesammelt hat und auf ein erheblich höheres symbolisches, soziales, gesundheitliches und materielles Kapital zurückgreifen kann. Diese Kapitalien werden genutzt, um in einer Phase tief greifenden gesellschaftlichen Strukturwandels eigene Sinn- und Identitätsprojekte zu realisieren. Bürgerschaftliches Engagement erweist sich hier als ein wichtiger Indikator aktiver Selbstsorge.

Die Dritte-Sektor-Forschung (vgl. Salamon und Sokolowski 2001) zeigt, dass Freiwilligenengagement in jenen Ländern stärker verbreitet ist, in denen diesem Engagement primär eine „expressive“ Funktion zugeschrieben wird, wie das für Schweden, die Niederlande, aber auch für Deutschland nachgewiesen wurde. Hier wird das Engagement vor allem im Kultur- und Freizeitbereich ausgeübt und ist vor allem mit dem Faktor „Spaß“ und Lust an der Sache aufgeladen. Eine geringere Beteiligung an Freiwilligenengagement ist in Ländern wie Spanien und Italien, in denen mehr die Dienstleistungsfunktion, vor allem im sozialen Bereich im Vordergrund steht. Hier finden wir einen wichtigen Hinweis darauf, dass Engagement ganz entscheidend mit Selbstentfaltungswünschen und Lebensqualität verknüpft ist und nicht durch eine traditionelle Pflichtmoral zu aktivieren ist. Das gilt natürlich auch für Brücken, die

zwischen Bürgerengagement und Erwerbsarbeit geschlagen werden sollen. Auch hier müssen Bedingungen wie Lebenssinn, Selbstbestimmung und Lebensfreude die zentralen Bezugspunkte sein.

Wie lassen sich die großen nationalen Unterschiede in der Mitgliedschaft und in der aktiven Beteiligung in Freiwilligenorganisationen erklären? Eine Antwort darauf haben Curtis et al. (2001) mit einer international vergleichenden Untersuchung zu geben versucht. Sie betonen vor allem den Einfluss der wirtschaftlichen Entwicklung, der religiösen Prägung und des politischen Systems. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass das Engagement in Ländern hoch ist, in denen (1) eine multikonfessionelle christliche oder eine hauptsächlich protestantisch geprägte Konstellation gegeben ist, (2) eine lange und kontinuierliche demokratische Tradition besteht, (3) eine sozial- oder liberaldemokratisches politisches System prägend ist, und (4) ein hohes Niveau ökonomischer Entwicklung vorhanden ist.

Eine weitere Perspektive vergleicht „Produktionsregime“ in ihrem Verhältnis zum Bürgerengagement. Da werden (etwa von Hall & Gingerich 2004) idealtypisch liberale Marktwirtschaften, in den Konkurrenzmärkten die Beziehungen zwischen den Firmen regulieren, unterschieden von „koordinierten Marktwirtschaften“, in denen Unternehmen typischerweise eher strategische Interaktionen mit den Gewerkschaften, Kapitalgebern und anderen Akteuren pflegen. Dieser Unterschied wirkt sich vor allem auf die Erwerbs- und Lebensverläufe der Arbeitnehmer aus, vor allem auf das Lohnniveau und die Arbeitsplatzsicherheit. Wo diese eine hohe Berechenbarkeit erlangen, ist auch die Bereitschaft zum freiwilligen Engagement höher, als in marktradikal geprägten Gesellschaften, in denen Arbeitnehmer ihre Ressourcen eher zur Intensivierung und Extensivierung der Erwerbsarbeit nutzen, als sich ehrenamtlich zu engagieren.

Nicht zuletzt die Daten zur Engagementbereitschaft auch und speziell bei den älteren BürgerInnen ist ein lebendiger Beweis für das, was Helmut Klages als das „brachliegende Potential“ oder - noch dramatischer in der Formulierung – als „riesige ‘schlafende Ressource’“ des Freiwilligenengagements bezeichnet hat und diese Ressource ist offensichtlich weiter gewachsen. Man könnte vom „Dornröschen“-Phänomen der Bürgergesellschaft sprechen. Wie könnten diese „schlafenden Ressourcen“ aktiviert werden und Dornröschen wach geküsst werden? Das bürgerschaftliche Engagement allgemein und damit auch das Engagement von älteren Bürgerinnen und Bürgern bedürfen geeigneter Rahmenbedingungen. Die traditionellen Felder des Engagements wie Kirchen, Parteien und Verbände können nicht mehr damit rechnen, dass sich engagementwillige Menschen bei ihnen anbinden. Diese legen

großen Wert auf die Bewahrung ihrer Entscheidungssouveränität, auf Mitwirkung an dem jeweiligen Rahmen, sie erwarten ein professionelles Freiwilligenmanagement, das Information, Bildung und Supervision enthält. Mit dem Modellprojekt EFI (Erfahrungswissen für Initiativen) und der dort erprobten Ausbildung und dem Einsatz von ‚*seniorTrainerInnen*‘ hat Deutschland einen im internationalen Vergleich wegweisenden Versuch unternommen, gezielt Kooperationen zwischen erfahrenen und kompetenten Älteren und Organisationen des Dritten Sektors zu fördern. Die auswertende Evaluation zeigt hier bemerkenswerte Ergebnisse des zwischen 2002 und 2006 laufenden Projektes. Allerdings wird auch deutlich, dass EFI nur einen relativ schmalen gesellschaftlichen Ausschnitt von gut gebildeten und ökonomisch abgesicherten Menschen erfasst. Das ist kein Argument gegen das EFI-Projekt, sondern zeigt nur in aller Deutlichkeit, dass dieses nur ein Anfang sein kann. Auch in diesem Bereich haben wir es mit einem „Dornröschenphänomen“ zu tun, mit ungehobenen Schätzen.

Ein Vorbild für das EFI-Modell kam aus den USA, wo am Center of Aging der University of Maryland seit 1999 interessierte ältere Bürgerinnen und Bürger ein Curriculum durchlaufen, das sie zu Leadershiprollen in verschiedenen Sektoren des Dritten Sektors qualifizieren sollen. Ein hoher Prozentsatz (60%) gehen nach dieser Qualifizierungsphase und einer Phase praktischer Erfahrung mit ihrer neuen Qualifikation wieder einer Erwerbstätigkeit nach. Die SESAM Academie in den Niederlanden hat 2001 ein Programm gestartet, das von dem Beispiel des Centers of Aging aus den USA angeregt wurde. Diese beiden Förderprogramme gehen von Institutionen mit einem akademischen Profil aus, während das EFI-Programm sich auf die kommunalen engagementfördernden Infrastrukturen bezieht: Seniorenbüros, Freiwilligenagenturen, Selbsthilfeorganisationen und Nachbarschaftszentren als Knotenpunkte nutzt. Die Entwicklung weiterer Fördermöglichkeiten hat mit diesen ersten Modellinitiativen wertvolles Anregungspotential erhalten. Das EFI-Programm ist nicht nur durch anregende Beispiele aus dem internationalen Raum angeregt worden, sondern hat inzwischen selbst bei mehreren internationalen Tagungen als gelungenes Beispiel für eine erfolgreiche Strategie der Gewinnung von Engagementpotentialen in anderen europäischen und außereuropäischen Ländern geworden, die sich ebenfalls auf den EFI-Weg begeben. Trotz dieser positiven Ansatzpunkte bleibt die Forderung der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen (BAGSO) unverändert bestehen: „Nur wenn die Rahmenbedingungen für das ehrenamtliche Engagement verbessert werden, können die Chancen, die sich aus der demografischen Entwicklung ergeben, nachhaltig genutzt werden“ (2005).

Wenn ich meinen Blick auf die empirischen Verhältnisse des bürgerschaftlichen Engagements älterer BürgerInnen zu einem Resümee verdichten soll, dann könnte

man sagen, dass sich die Freiwilligenkultur in Deutschland durchaus positiv entwickelt. Aus einer ehrwürdigen Ehrenamtstradition hat sich eine moderne Auffassung von bürgerschaftlichem Engagement entwickelt und es gibt vielfältige Anregungs- und Förderungsansätze, die die Entwicklung in diese Richtung weiter vorantreiben werden. Hier zeigt sich ein zivilgesellschaftliches Potential, an dem vor allem auch ältere BürgerInnen beteiligt sind. Im internationalen Vergleich holt Deutschland eindeutig auf. Und was für das Freiwilligenengagement gilt, spiegelt sich auch in den Daten zum politischen Engagement in Europa (vgl. Neller & van Deth 2006). Auch hier liegen die skandinavischen Länder und die Niederlande klar an der Spitze, Deutschland liegt im Mittelfeld und Südeuropa rangiert am Ende der Skala.

Trotzdem bleiben Probleme, die sich eher verstärken. Engagement lebt von der Hoffnung etwas bewegen und Einfluss nehmen zu können. Dieser kollektive Handlungsoptimismus scheint sich in Deutschland zu verbrauchen. Die seit 2002 jährlich durchgeführte Studie „Deutsche Zustände“ von Wilhelm Heitmeyer (2005; 2006) vom Bielefelder Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung zeigt, dass in der deutschen Bevölkerung das Gefühl, dass es keine sicherheitsverbürgende Ordnung mehr gibt und man nicht wirklich weiß, was eigentlich los ist, zunimmt. Von 2002 bis 2005 sind die Werte von 53 auf 64% gestiegen. Und noch höher liegt das Niveau für das Gefühl, politisch keinen Einfluss nehmen zu können. Es hat sich von 57 auf 66% erhöht. Das Ausmaß von Gefühlen der Orientierungslosigkeit und Handlungsunsicherheit hat also in den vergangenen drei Jahren stark zugenommen. Dabei ist es nicht länger nur die Angst vor Arbeitslosigkeit, die anomische Einstellungen auslösen, sondern zunehmend auch die Angst vor einem sozialen Abstieg. Zugleich nimmt mit der subjektiven Wahrnehmung von Handlungsunsicherheit und Orientierungslosigkeit vor allem die Feindseligkeit gegenüber Gruppen „von Außen“, den Fremden, zu und bereitet damit den Nährboden für (rechts-)populistisches Potential. Das Festhalten an alten Orientierungs- und Handlungsmustern bietet vor dem Hintergrund der Ungerichtetheit gesellschaftlicher Prozesse, der weitgehenden Unbeeinflussbarkeit ökonomischer Entwicklungen und den Kontrollverlusten in der Politik allerdings keinen Ausweg. Daher sind gesellschaftliche Entscheidungsträger mehr als zuvor gefordert, Wege aufzuzeigen, die eine Lösung von alten Sicherheiten ermöglichen und gleichzeitig eine Bereitstellung von Orientierungshilfen und Verlässlichkeiten im Umgang mit gesellschaftlichen Krisen gewährleisten, ohne das dies auf Kosten schwacher Gruppen geht.

EINE PERSPEKTIVE ZUM ABSCHLUSS

Ich möchte Sie dazu einladen, mit mir eines meiner „Patenkinder“ zu besuchen. Es wohnt in Salzgitter und ist jetzt schon über 30 Jahre alt. Es heißt Mütterzentrum und meine Patenschaft ist eher jüngerem Datums, ich wurde als „Expo“-Pate ausgewählt, denn es hat aus Expomitteln und aus solchen des SOS-Kin-derdorf-Trägervereins die Möglichkeit bekommen, ein wunderbares neues Gebäude zu erstellen. In diesem Haus gibt es einen Bereich für die ganz Kleinen, für die Kindergartenkinder und für Ältere bis hin zu Pflegebedürftigen, die im Obergeschoss des Hauses betreut werden. Im Erdgeschossbereich gibt es ein Café- und Restaurantbetrieb, in dem vor allem mittags für alle ein Mittagstisch angeboten wird. Auch viele ältere Bürgerinnen und Bürger aus Salzgitter kommen hierher zum Mittagessen oder werden hierher gebracht. „Essen auf Rädern“ mal ganz anders! In dem Haus gibt es kleine Läden, in denen Frauen einen Friseurbetrieb und andere Einkaufsmöglichkeiten anbieten. Der Friseurbereich ist so angelegt, dass die Räume der Pflegebedürftigen im Blickfeld sind. So kann eine alte Dame oder ein alter Herr ein Bad nehmen, ohne dass permanent jemand dafür eingeteilt werden muss. In diesem Haus laufen Qualifizierungsprogramme für junge Frauen, die von ihren Bildungsabschlüssen her, schlechte Arbeitsmarktchancen haben. Wenn Sie jetzt wissen wollen, wie viele Hauptamtliche diesen Betrieb am Laufen halten, dann werden Sie überrascht sein, dass das ganz wenige sind. Die Frauen (und auch Männer), die in diesem Familienzentrum tätig sind, haben nur zum geringeren Teil eine entsprechend zertifizierte Ausbildung gemacht. Es wird sehr schnell erkennbar, dass in diesem Haus eine ganz und gar ungewöhnliche Mischung von Selbsthilfe, Bürgerengagement und professioneller Kompetenz gefunden wurde und gelebt wird. Hildegard Schooß die Gründerin dieses Zentrums hat mich anfangs mit der Aussage provoziert, dass sie und ihre Mitstreiterinnen eine bessere integrierte kommunale Sozialarbeit „aus einem Guss“ anbieten könnten, als wir das mit unseren hoch differenzierten und spezialisierten professionellen Diensten könnten und außerdem seien wir auch noch viel teurer. Das konnte ich so nicht akzeptieren, es schien mir eine Aussage in Richtung Lohndumping tariflich abgesicherter Erwerbsarbeit zu sein und ich kam mit einer Fachtagung zur Gemeindepsychologie nach Salzgitter. Wir haben einen ganz wichtigen Lernprozess dort machen können und seither denke ich sehr viel selbstkritischer über unser Wohlfahrtssystem nach. Das Mütterzentrum Salzgitter ist übrigens das „Best-practice“-Beispiel, das das Programm der „Mehrgenerationenhäuser“ in Niedersachsen und jetzt auch auf der Bundesebene angeschoben hat.

LITERATUR

- Antonovsky A. (1987). *Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well.* San Francisco: Jossey-Bass.
- BAGSOe.V. (2005). *Die gesellschaftliche Integration und Teilhabe älterer Menschen gewährleisten – Zweite Stellungnahme zur Erarbeitung eines Nationalen Aktionsplans zur Bewältigung der demographischen Herausforderungen durch die Bundesregierung.*
- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). *Neue Werte, neue Wünsche. Future Values.* Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (1992). *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit.* Hamburg: Junius.
- Bauman, Z. (2000). *Liquid modernity.* Cambridge: Polity Press.
- Berger, P.L. (1994). *Sehnsucht nach Sinn. Glauben in einer Zeit der Leichtgläubigkeit.* Frankfurt: Campus.
- Bohleber, W. (1997). *Zur Bedeutung der neueren Säuglingsforschung für die psychoanalytische Theorie der Identität.*
- Brauers, S. (2005). *Erfahrungswissen Älterer hoch im Kurs – ein internationaler Vergleich. Forschungsbericht.* Köln: ISAB.
- Curtis, J.E., Bear, D.E. & Grabb, E.G. (2001). *Nations of Joiners: Explaining voluntary association membership in democratic societies.* In: *American Sociological Review*, 66, S. 783 – 805.
- Erikson, E.H. (1964). *Einsicht und Verantwortung.* Stuttgart: Klett.
- Erikson, E.H. (1966). *Identität und Lebenszyklus.* Frankfurt: Suhrkamp 1966.
- Erlinghagen, M., Hank, K. & Wagner, G.G. (2006). *Freiwilligenarbeit der älteren Bevölkerung in Europa.* In: *Wochenbericht des DIW*, Nr. 10, 8. März 2006, S. 133 – 137.
- Fend, H. (1991). *Identitätsentwicklung in der Adoleszenz.* Bern: Hans Huber.
- Freie Altenarbeit Göttingen e.V. (1997). *Empowerment älterer Menschen. Innovative Projekte aus europäischen Ländern.* Göttingen.
- Gensicke, T. (1994). *Wertewandel und Familie. Auf dem Weg zur "egoistischem" oder "kooperativem" Individualismus?* In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B 29-30/1994, S. 36 – 47.
- Gensicke, T., Picot, S. & Geiss, S. (2005). *Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004.* Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Giddens, A. (1997). *Jenseits von Links und Rechts.* Frankfurt: Suhrkamp.
- Glatzer, W. (2001). *Neue Wohnformen für Junge und Alte.* In: Schader-Stiftung (Hg.): *Wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens.* Darmstadt: Schader-Stiftung, S. 216 – 227.
- Greenwood, J.D. (1994). *Realism, identity and emotion. Reclaiming social psychology.* London: Sage.
- Gütersloh.
- Hall, P.A. & Gingerich, D.W. (2004). *„Spielarten des Kapitalismus“ und institutionelle Komplementaritäten in der Makroökonomie.* In: *Berliner Journal für Soziologie*, 14, S. 5 – 32.
- Hall, S. (1994). *Rassismus und kulturelle Identität.* Hamburg: Argument.
- Hank, K., Erlinghagen, M. & Lemke, A. (2005). *Ehrenamtliches Engagement in Europa. Eine vergleichende Untersuchung am Beispiel von Senioren.* Arbeitspapier des Mannheimer Forschungsinstituts Ökonomie und Demographischer Wandel 74-2005.
- Hefft, G. (1997). *Netz der Lebensformen. Umriss einer neuen Kultur des Zusammenlebens.* In: H.Schützeichel (Hg.): *Nicht für die Ewigkeit – aber auf Dauer. Beziehungs- und Lebensformen in unserer Gesellschaft.* Freiburg: Katholische Akademie Freiburg, S. 88 – 102.
- Heitmeyer, W. (2005). *Die verstörte Gesellschaft.* In: *DIE ZEIT* vom 15. Dezember 2005, S. 24.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Kraus, W., Mitzscherlich, B. & Straus, F. (2006³). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne.* Erweiterte Neuauflage. Reinbek: Rowohlt.

Neller, K. & Deth, J.W.van (2006). Politisches Engagement in Europa. In: Aus Politik und Zeitgeschehen 30-31.

Neujahr, E. (2004). Alt sind nur die anderen. Frankfurt: S.Fischer.

Osterland, A. (2000). Nicht allein und nicht ins Heim. Alternative: Alten-WG. Paderborn: Junfermann.

Prager, J.U. & André Schleiter, A. (2006). Iter werden – aktiv bleiben. Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage unter Erwerbstätigen in Deutschland

Salamon, L.M. & Sokolowski, W. (2001). Volunteering in cross-national perspective: Evidence from 24 countries. Working Papers of the Johns Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project No. 40. Baltimore.

Schirmmayer, F. (2004). Das Methusalem-Komplott. München: Karl Blessing.

Sennett, R. (1998). Der flexible Mensch Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin: Berlin Verlag (engl.: "The corrosion of character". New York: W.W. Norton 1998).

Taylor, C. (1994). Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt: Suhrkamp.

Weeber, R., Wölfle, G. & Rösner, V. (2001). Gemeinschaftliches Wohnen im Alter. Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag.